



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Germersheim, Ludwig: Meine Jugend und die Religion : (Fortsetzung) . 8.
Heiligendämmerung, neue Heilige

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

fache individuelle Menschen zur Darstellung. Der Engländer Whistler hat eine Studie von Cremona Gardens ausgestellt, die aber so sehr in den äußersten Anfängen stecken geblieben ist, daß man mehr ahnt als sieht. Sein Landsmann Charles Ricketts malt ein Skelett als Kunstkritiker. Er scheint kein Freund der Kritik, hat sie aber nicht zu fürchten, denn seine Messaline und sein Don Juan sind in ihrer Art hervorragende Arbeiten. Eine Landschaft von Dauchez (Paris) fesselt durch die feine Wirkung des Lichtes, der Sommer von Gaston la Touche und dessen Spanisches Fest sind Bilder, auf denen koloristische Feinheiten mit großer Bravour, wenn auch nicht mit strenger Anlehnung an die Natur, versucht wurden. Auch einige Wiener haben sich eingefunden: Egger-Vienz mit einem Totentanz von Anno Neun, ungeschlachte, fast karikierte Bauerngestalten, in rötlich-braunen Tönen gemalt, sehr unwahr und unerfreulich, ohne jeden monumentalen Zug, in demselben Raum aber ein hervorragendes Damenporträt von Adams und das Bildnis eines Mannes von Krausz.

Die Plastik zeigt im ganzen wenig Bemerkenswertes, aber eine Fülle von Mittelgut. Wandschneiders Achilles, Brütts Brunnenfigur, Gasteigers Pferdebandiger ragen durch einen Hauch monumentaler Größe hervor. Viel Antikisierendes ist vorhanden, das aber von der persönlichen Note der Künstler keine Anschauung gibt. Eine Anzahl guter Büsten muß dafür entschädigen.

Von Ludwig Hoffmann sind in einem Zimmer Abbildungen seiner Berliner Bauten ausgestellt, die den großen Zug dieses genialen Architekten zeigen, in einem andern Raum Zeichnungen der Friedenauer Einküchenhäuser von Gehner, von Drescher und Berghoff der Entwurf eines Rathhauses für Spandau, von Brurein der Entwurf eines Bahnhofs für Darmstadt.

Der Verband der Illustratoren bringt in buntem Durcheinander eine Fülle von Gutem und Minderwertigem, übt aber auf die Mehrheit der Besucher durch den stofflichen Inhalt einen nie versagenden Reiz aus.

H. Eifenträger



Meine Jugend und die Religion

Von Ludwig Germersheim

(Fortsetzung)

8. Heiligendämmerung, neue Heilige



In diese Zeit lehnten sich mein Verstand und mein Gemüt gegen den Marien- und Morysius kult auf, der uns Schülern empfohlen, ans Herz gelegt, anerzogen wurde, je nach unsrer Empfänglichkeit. Ich nahm der Schutzheiligen des Frankenlandes ihre Gleichgiltigkeit gegen die Not der Hexen übel, und der Patron der studierenden Jugend war mir in tiefster Seele unsympathisch. Sein Name, seine Heimat, sein Aussehen, sein Leben, alles, was ich von ihm hörte, stieß mich ab. Es lebte in mir eine tiefe Abneigung gegen alles Romantische, eine mächtige Vorliebe für germanische Körper- und Geistesart. Der bleiche junge Priester Morysius

mit den niedergeschlagenen Augen war mir zuwider. Seit das Grauen vor dem Schicksal der Frankenapostel und des heiligen Vitus meine Seele gepackt hatte, war ich diesen leidenden, alles tragenden Menschen abgeneigt. Keiner fand in meinem Herzen Eingang. Nur der heilige Petrus, als er zum Schwerte griff, und der Helfer in der Hungersnot, der heilige Nikolaus, den ich mir so vorstellte, wie er im Struwelpeter gezeichnet war, und um dessen behagliche, breite Gestalt ein Lichtfaden lief, der vom Weihnachtsbaum kam, waren mir in ihrem Handeln verständlich und vertraut. Sie standen mir nur als Menschen nah, Heilige wohnten nicht in meiner Seele. Aber ich sehnte mich in meiner Armut und Angst nach einem, an den ich glauben konnte.

Und ich fand einen. Wie die kühlenden Klänge der Signale zog er vom Hexenbruch in meine Seele, die noch von ihren schweren Träumen heiß war. Vor 250 Jahren hatte er, ein Engel des Herrn, die Flammen des Feuerofens geteilt, worin so viele arme Frauen vernichtet worden waren, zu dem er selbst, bevor er seine Aufgabe erkannte, Hunderte von Hexen als Seelsorger geleitet hatte, und nun zogen sein Name und die Kunde von seiner unvergleichlichen Tapferkeit und Hilfsbereitschaft wie kühle Engelsfittiche durch meine Seele. Friedrich von Spee machte mich vollends heil von den heißen, bangen Träumen, aus denen mich die Signale geweckt hatten. Er milderte den Gegensatz, in den ich mit meinem Volke durch die Empörung über den Hexenwahn geraten war, und er war der erste Priester, der mir das Kleid des katholischen Geistlichen vertrauter machte.

Aber als ich ein Bild von ihm sah, enttäuschte es mich sehr, daß auch er das Barett trug, das mir besonders zuwider war. Seine Gedichte, die ich in dem Bändchen der Universalbibliothek kennen lernte, gefielen mir nicht, ich hatte kein Verständnis für ihre religiöse Innigkeit, aber seine Verse und sein Bild störten mir die Vorstellung heldenmütiger Menschenliebe nicht, die sich aus so tröstlichen Gedanken ergaben wie: Er hat's gewagt, er hat das erste Wort gegen den Hexenwahn gesprochen, er hat das eigne Leben aufs Spiel gesetzt und Tausenden von Frauen ihr Leben gewonnen, das ohne ihn dem Moloch des Wahns verfallen wäre. Sein Freund, der Erzbischof von Mainz, verbot in seinem Fürstentum die Hexenprozesse. Er stand vor meiner Seele als etwas Gutes, Großes, Lichtes. In diesem Glanze verging das Bild, das ich von ihm gesehen hatte. Ich ahnte an ihm Züge von meinen Eltern, von dem jüdischen Arzt, ich träumte ihn beschwingt, gelockt, gewappnet, gewaltig und mild wie den Schutzengel meiner Kindheit, wie den Kampfgengel, der mir später in Bildern begegnet war, wie Siegfried, den ich zuerst in Erzählungen, dann in dem schmerzlichen Liebe von den Nibelungen kennen gelernt hatte. Das war der erste Heilige, den ich verehrte. Ich weiß nicht, ob er selig oder heilig gesprochen worden ist. Mir war er heilig.

Noch eine andre Heiligengestalt wuchs damals aus dem Martyrium einer harten Jugend, aus der Legende eines arbeitsvollen Lebens vor meinen Augen hoch auf wie Friedrich von Spee. Es war ein ernster, schroffer, strenger Mann, und dennoch war er mir vertraut. Auch er hieß Friedrich, Friedrich der Große, und war ein Friedensbringer für mich wie der Jesuitenpater. Ein Buch aus dem Verlage von Spamer in Leipzig erzählte mir von dem großen König, weniger mit Worten als mit Bildern. Die Bilder waren von Menzel. Sie waren noch zu geistreich für mich, aber sie haben sich mir doch tief eingepägt. Besonders fiel es mir auf, wie der Künstler das Sonnenauge des großen Königs selbst auf den kleinsten Bildern scharf charakterisierte, vom ersten Ausleuchten an, bis es in dem Faltenstrahlenkranze, womit ein Leben voll Kampf und Arbeit es umgeben hatte, brach. Der junge Fritz war mir lieber als der alte. Ich litt mit ihm unter dem

Zwist mit seinem Vater und unter dem Verlust Rattes, aber nicht nur dem jungen, sondern auch dem alten Manne schlug mein Herz entgegen, mochte er auch mit noch so strengem Mund und noch so strengem Arm noch so heillosig für Ungehörigkeiten und Fehler über die Terrasse vor der Bildergalerie von Sanssouci schreiten. Er hat mit seinem strengen Munde noch in jungen Jahren ein Wort gesprochen, das ich in meiner Seele, die die Schrecken der Vergangenheit marterten, als eine Wohltat, wie das Wehen eines kühlenden Engelsflügels empfand. Am dritten Tage, nachdem er die Regierung angetreten hatte, am 5. Juni 1740 schaffte er die Folter ab. Es ist, als ob er schon lange zu dieser Verfügung entschlossen gewesen sei, als ob er ungeduldig auf die Stunde gewartet habe, die ihm das Recht dazu gab. Ich dankte ihm diese Tat so warm, wie wenn er Menschen, die mir nahe standen, vor Qualen und Tod bewahrt hätte. Er gab mir im Verein mit Friedrich von Spee den Glauben an unser Volk wieder. Ich verstand es so gut, daß auf dem Bilde Menzels, das den großen König auf Reisen darstellt, die Dame den Saum seines Rockes kühlt und der Bürger sich schüchtern nach seiner Hand beugt.

Seit ich Friedrich den Großen kenne, wäre ich lieber ein Preuße als ein Bayer. Die Vorliebe für das Preußentum ist mir allerdings angeboren. Die letzte, liebste Lektüre meines Vaters war die Biographie Kaiser Wilhelms des Ersten, die unter dem Titel „85 Jahre in Glaube, Kampf und Sieg“ erschienen ist. Daraus ließ er sich vorlesen. Meine Mutter sprach nur mit Bewunderung und Verehrung von den preussischen Königen. Sie wußte nicht viel von ihnen, aber was sie von den Hohenzollern und ihrem Volke wußte und mir erzählte, war gut. Sie war damals dem Ende ihres Lebens nah, und die Bilder ihrer Jugend wurden noch einmal in ihr hell. Sie erzählte oft, wie im Jahre 1849 in ihrer Heimat Zweibrücken alles, was in den Diensten des Königs stand, aufatmete, als die Preußen über die Höhen des Westrichs herabstiegen und dem Terrorismus der Freischärler ein Ende machten. Aus ihrem Munde habe ich das Wort Preußen als Kind zum erstenmal gehört.

In meinen Spieljahren unter blauem Himmel am grünen Rhein war ich ein Soldatenkind. Ich schleppte in den Gängen des Spitals ein Chassepotgewehr und einen Chassepotkarabiner herum und freute mich am Knacken der Schläffer. Ich sammelte Patronenhülsen, verkaufte mit einem jüdischen Spielgenossen im Auftrag einer Obsthändlerin in der Infanteriekaserne Birnen und brachte, obwohl ich einen so geschäftskundigen Begleiter hatte, manchen Hosenkнопf unter den Münzen zurück. Ich aß sehr gern Kommissbrot und fühlte mich bei den Soldaten wohl, nur um die Küchen, die sich im Souterrain befanden, und aus denen immer Kaffeeduft aufstieg, ging ich in weitem Bogen herum, denn wer über die Eisenstäbe der Küchenlichtschächte ging, ohne durch seine Würde legitimiert zu sein, erhielt von unten Schnellfeuer, Güsse heißen Wassers.

An einem Herbsttage sah ich mit klopfendem Herzen die bayerische Manenbrigade durchs französische Tor ins Städtchen ziehen. Wie höhere Wesen erschienen mir die grünen Reiter mit den weißblauen Lanzenfähnchen. Dann zerging der glänzende Zug in einzelne Mannschaften, die mit ihren Pferden ihr Quartier suchten, und ich eilte, noch geblendet, wieder ins Spital hinunter. Dort hatte ich eine bescheidnere militärische Umgebung, sie bestand aus Krankenwärtern, Mannschaften der Sanitätskompagnie des zweiten bayerischen Armeekorps. Sie waren immer guter Dinge, ich hörte oft die Schlappschuhe klatschen, womit sie einander bearbeiteten. Unter der Woche steckten sie in Drilllichjaden, aber Sonntags entpuppten sich die häßlichen jungen Entlein als stolze Schwäne in den neuen Waffenröcken nach preussischem Schnitt, deren Schöße sich einer immer noch länger machen ließ als der andre,

bis der verbesserte Waffenrock wie ein Offizierüberrock aussah. Ich hatte damals natürlich noch kein Verständnis für die Lächerlichkeit dieses Treibens, sondern ich bewunderte meine Freunde, wenn sie nach umständlicher Toilette mit kreideweißen Handschuhen, hintenüberhängender Mütze, überlangem Waffenrock und dem daneben doppelt plump wie ein Käsemesser aussehenden Seitengewehr der Sanitätsoldaten erschienen. Wenn die Knöpfe an den Sonntagswaffenrücken und die Messingteile des Seitengewehrs gepuzt wurden, war ich immer zugegen, dieses Seitengewehr imponierte mir trotz seiner Plumpheit sehr. Ich schnitzte mir mit mangelhafter Kunst den derben Griff aus Brennholzstücken nach, es gelang mir nie recht, und schließlich wurde der Degen der Militärärzte meine Lieblingswaffe.

Alle diese dünnen Wurzeln, durch die meine Seele aus dem Heimatboden Kraft zog, wurden durch die Übersiedlung in die Stadt am Main zerrissen. Als ich in der neuen Heimat nach der langen Zeit der Schwäche und der Menschenscheu schüchtern wie ein junger Vogel Flüge ins Freie wagte, lockte und ermutigte mich wieder das bunte, militärische Leben, das ich von meinen Spielfahren kannte. Zur rechten Zeit klangen mir dann wieder die lieben heilenden Kindheitsklänge der Militärsignale in die kranke Seele, und als ich dann in Friedrich dem Großen und in seinem Heere das Preußentum bewundern und lieben gelernt hatte, war ich in meinen Kämpfen nicht mehr ganz allein. Ich hatte eine starke Lebensstütze, stärker als alle Lehre und Liebe, die ich bis dahin gefunden hatte. Das Heer war mir der mächtigste, überzeugendste Bürge dafür, daß die Schrecken der Vergangenheit vergangen waren. Von Friedrich dem Großen sah ich einen Glanz ausgehn, der das preußische Heer mit einer Glorie umgab. Auch auf Kaiser Wilhelm den Ersten und Kronprinz Friedrich Wilhelm fielen diese Strahlen.

An den bayrischen Truppen, die ich immer um mich sah, war mir das liebste das, was sie in ihrem Außern von den Preußen hatten. Die Kirchenstadt am Main war mir lieber von dem Tage an, als ich erfuhr, daß Gneisenau eine Zeit lang dort gelebt hat. Ich suchte das Haus, wo er gewohnt hatte, aber niemand konnte es mir zeigen. Damals war noch keine Gedenktafel daran angebracht. Wenn die Schulaufgaben vorbei waren und die Ferien nahten und dann, wenn die sieben heißen freien, so stillen Wochen da waren, ging ich Tag für Tag auf den Bahnhof und musterte die Reisenden. Ich suchte nur preußische Uniformen, und wenn ich einen preußischen Soldaten erspäht hatte, heftete ich mich an seine Fersen und war glücklich, wenn er nicht nur in den Wartesaal ging, sich zu erfrischen, sondern sich zur Stadt wandte und mir Gelegenheit gab, seine Haltung, seine Uniform, seine Waffen zu betrachten und dabei sehnsüchtig von der Kraft und der Frische, die mir fehlte, und von der Laufbahn, die mir verschlossen war, zu träumen. So schlich ich hinter Kadetten von Großlichterfelde, Bockenheimer Husaren, Feld- und Fußartilleristen aus Mainz und Köln, hannoverschen Dragonern und andern preußischen Soldaten her. Es war ein schöner Ferientag, wenn ich auf dem Bahnhof württembergische Ulagdragoner sah, die in Ostpreußen Remonten holten, oder Infanteristen, die zum Lehrinfanteriebataillon in Potsdam unterwegs waren.

Aber schöner war der Tag, an dem ich die Offiziere der Zietenhusaren, von ihrem Kommandeur von Podbielski, dem spätern Landwirtschaftsminister, geführt, über die Kolokobrücke in die Domstraße reiten sah. Oberst von Podbielski hatte nichts von Zieten in seinem Außern, aber ich freute mich unter den andern preußischen Offizieren scharfe Friedrichsgesichter und häßliche Zietengesichter zu sehen, der Kolokorahmen der Brücke paßte zu diesen Gesichtern, und ich fühlte die Begegnung wie einen Gruß von dem geliebten großen König. Damals wurden von dem Trompeterkorps des Feldartillerieregiments bei der Standmusik im Hofgarten

der Dorgauer und der Hohenfriedberger geblasen — die beiden Märsche sind mir seitdem Seelenbeschwinger.

Nicht daß ich gleichgiltig an den Kriegern der engern Heimat vorübergegangen wäre. Ich fehlte nicht beim Regimentsexerzieren auf dem Kugelfang und zehrte die soldatenarmen Wochen der Ferien hindurch von dem prächtigen Bilde und den fröhlichen Klängen des Parademarschs in Regimentskolonne. Ich war jedesmal Zaungast, wenn eine Militärkapelle im Guttenschen oder im Plätzschen Garten konzertierte und ging jahrelang den bayerischen Sturm marsch und den Sturmschlag der Tamboure im Ohr in die Klasse, wenn Schulaufgaben bevorstanden. Aber ich sah in dieser kriegerischen Schönheit und Kraft nur einen Widerschein der preußischen.

Aus diesem Widerschein und aus dem dürftigen Bilde, das ich mir sonst von dem bewunderten Königs- und Volkstum zusammensuchte, zog ich die Kraft, die ich in meinem Leben brauchte.

Ich brauchte viel Kraft, meine Bürde war nicht leicht.

(Schluß folgt)



Der rote Hahn

Von Palle Rosenkranz. Deutsch von Ida Anders

(Fortsetzung)

Siebentes Kapitel. Justesen rekonnoziert



nten im Zimmer des Verwalters saß Justesen und bekam einen Happen Brot und einen Schnaps. Der Verwalter war auf dem Felde, aber Justesen kannte die Räume. Es ärgerte ihn anfangs ein wenig, daß er auf Deichhof nicht an den Gasttisch kam, aber Hilmer war nun einmal der Ansicht, daß er in das Verwaltungszimmer gehöre. Nun war er daran gewöhnt, und gegen die Verpflegung auf Deichhof ließ sich nichts sagen. Justesen genoß sein Essen mit gutem Appetit, dann bekam er Kaffee und einen Kognak.

Die Sonne schien munter ins Fenster hinein, und Justesen machte sich mollig und behaglich. Draußen im Garten stand Ole und puffelte an ein paar Blumen herum. Justesen winkte ihm zu. Er wußte sehr wohl, daß Ole Madsen ein Freund des Schnapses war. Ole grinste, er war offenbar vortrefflicher Laune, und es dauerte denn auch gar nicht lange, dann saß Ole im Zimmer des Verwalters und bekam die kleinen Kognaks, denen er nun einmal nicht widerstehen konnte.

Justesen war matt und friedlich. Ole bekam Zigarren, und Justesen rückte sich ihm gegenüber behaglich zurecht.

Ich bin neulich draußen bei Ihrer Mutter gewesen, Ole, sagte Justesen, sie ist sehr bekümmert wegen ihres Söhnchens, sie sagt, der kleine Ole macht seiner Mutter Sorgen.

Was ist los? sagte Ole etwas unsicher.

Justesen lachte ihn verschmitzt an: Sie sagt, Olechen kommt nicht von der Flasche los.

Ole grinste wieder. Ich bin an die fünfzig Jahre, Herr Justesen, und das habe ich getan, seit ich konfirmiert wurde.